Robert S. Bolli

GEFANGEN IM GEZEITENSTROM

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2016

copyright

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

copyright

ISBN 978-3-96008-484-6

Copyright (2016) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Autorenfoto: Peter Hunziker, Schaffhausen
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

14,95 Euro (D)

1

Ein bitterkalter Wind fegt durch die nackten Baumgerippe des Waldfriedhofs und treibt ein paar wenige einsame Schneeflocken vor sich her. Die grauen Steine wirken noch düsterer, die kahlen Gräber noch trostloser als während der Vegetationszeit. Da gibt es keine weiße und schützende Schneedecke. Eher ein fadenscheiniges Leichentuch bedeckt die sonst schmucklosen Grabreihen und der braune Boden wirkt wie im Permafrost erstarrt.

Ein bescheidener Trauerzug bewegt sich langsam durch den Wald, begleitet vom tristen Klang der Glocke über der Friedhofskapelle. Beinahe verliert das Geläut den Kampf gegen das Heulen des Windes. Der Pfarrer, der dem Zug vorausgeht, steuert zielstrebig ein frisch ausgehobenes Grab an, dessen seitlich deponierte dunkelbraune Erdhügel im sonst geometrisch genau ausgerichteten Gräberfeld wie Fremdkörper scheinen. Der Geistliche begibt sich an das Fußende der Grube und lässt die Trauergesellschaft herantreten. Die Grube ist mit Holzbohlen abgesichert. Darüber befindet sich ein Metallgestell mit einem schlichten Sarg aus lackiertem Kiefernholz darauf. Einen zu Sarkasmus neigenden Betrachter hätte dessen Erscheinung wohl an ein Möbelstück jenes schwedischen Einrichtungshauses für nordisches Wohnen erinnert. Ein einziger Kranz, vorwiegend aus Blautannenreisig gebunden, und ein paar einfache Blumengestecke lassen erahnen, dass hier keine Prominenz beigesetzt wird. Noch erinnert kein Grabstein, kein Holzkreuz an den Verstorbenen.

Der Pfarrer wartet, bis sich alle Trauernden im Halbkreis um das Grab geschart haben. Mit versteinerten Mienen blicken die Anwesenden auf den hellbraunen, mit einem aus roten Rosen bestehenden Arrangement geschmückten Sarg oder lassen, vielleicht als Folge ihrer Betroffenheit, ihre Köpfe hängen und starren auf die Spitzen ihrer Schuhe, mit denen sie gelegentlich im Rundkies des Gehwegs herumscharren. Die Trauergemeinde besteht ausschließlich aus Personen mit älterem Jahrgang. Alle tragen Schwarz. Die Herren vergraben ihre Hände tief in ihren Manteltaschen, diejenigen der Damen stecken in edlen Lederhandschuhen. Der Pfarrer beginnt mit einem

copyright

Gebet. Anschließend drückt er einen am Metallgestänge angebrachten Knopf, der den Mechanismus zum Absenken des Sarges auslöst. Während dieser lautlos in der Grube verschwindet, spricht der Geistliche ein paar einfühlsame Worte des Trostes. Eine Frau, deren Gesicht hinter einem schwarzen Schleier verborgen ist, schluchzt auf. Ihr Begleiter legt seinen Arm um ihre Taille, zieht die Frau enger an sich heran, sodass sie ihren Kopf an seine Brust schmiegen kann. Der Pfarrer spricht einen Segen und die Anwesenden treten heran und streuen mit einer kleinen Handschaufel bereitliegendes Erdreich auf den makellosen Sargdeckel. Dazu singt der Wind, der durch die kahlen Äste weht, sein Klagelied.

Unweit, ganz im Hintergrund, kaum wahrnehmbar zwischen den Bäumen stehend, beobachte ich die Zeremonie. Ich stecke in meiner dicken, fellgefütterten Pilotenjacke aus braunem Büffelleder und mit den Füßen in einem Paar jener braunen, halbhohen Lederstiefel, wie sie oftmals von Bauarbeitern getragen werden. Die gelbe Banderole um den Stiefelschaft herum mit der schwarzen Aufschrift CATERPILLAR ist jedenfalls deutlich zu sehen. Die Klamotten habe ich mir mit meinem ersten Lehrlingsgehalt an der Baumaschinenmesse in Basel beziehungsweise im Armyshop erworben und ich war mächtig stolz darauf.

Ich friere erbärmlich, trotz der dicken Jacke, und ziehe den Pelzkragen etwas höher. Anschließend vergrabe ich die Hände wieder in den Armstulpen. Eine Kopfbedeckung trage ich nicht. Ich habe sie einfach vergessen oder vielmehr – zu Hause habe ich nicht mit solch kalten Böen gerechnet. Nun aber lässt die kräftige Bise meine dunklen Haare in wirren Strähnen herumflattern.

Als ich zusehen muss, wie die Kiste im Erdloch verschwindet, verkrampft sich augenblicklich mein Herz und meine in der Jacke verborgenen Hände ballen sich zu Fäusten. Ich lehne mich mit dem Rücken an den dicken Stamm einer Buche. Sonst wäre ich in meinem Schmerz vielleicht zusammengebrochen. Ich schließe die Augen und ziehe die kalte Luft tief in die Lunge. Wie Rasierklingen schneidet die Kälte in mein Fleisch. Mein warmer Atem bildet vor dem Mund dicke weiße Wolken, die vom Wind sogleich wieder fortgetragen werden, genauso wie die Hoffnungen zerstreut werden, dass alles wieder gut wird.

Vielleicht ist es auch die scharfe Bise, die meine gereizten Augen zum Tränen bringt. Aber wenn ich – im Nachhinein – ehrlich bin, so muss ich zugeben,

copyright

dass sich in den Winkeln meiner geschlossenen Augen schwere, bittere Tränen der Trauer sammeln, die nun auf meinen Wangen silberne Rinnsale bilden. Ich wische sie mit den Händen weg, die ich wiederum an den Hosenbeinen trockne. Ich schlage die Augen auf und blicke zum Grab, das nun von der Trauerfamilie verlassen daliegt. Dann verlasse auch ich die Deckung hinter den Bäumen. Ich trete vorsichtig heran und werfe einen Blick auf die Kiste. Die roten Rosen sind nach wie vor unversehrt, aber schon bald werden die Gärtner kommen, das Gestell demontieren, die Grube mit dem lehmigen Erdreich füllen, das für diese Gegend typisch ist, und darüber mit feinerem, humosem Material einen kleinen Hügel formen. Danach ist für sie die Aufgabe vorerst einmal erledigt. Ein Menschenleben ist zu Ende. Die letzten Überreste beseitigt. *Game over!*

Mit zögernden Schritten verlasse ich die Grabstätte. Kies knirscht unter meinen Füßen, während ich darüber nachdenke, was es braucht, um einen Menschen *auszulöschen*. Ich meine, nicht einfach einen Mund zum Schweigen, ein Herz zum Stillstand zu bringen, etwas Lebendiges zu töten – nein, ich meine, alles zu *vernichten*, was irgendwie an die Existenz eines Menschen, an ein Dasein auf Erden erinnert. Ein kalter Schauer läuft über meinen Rücken. Es muss trostlos sein, wenn man so gehen muss. Wenn man nicht die geringste Spur hinterlässt. Und doch, ist es nicht die Mehrheit aller Menschen, die dieses Schicksal miteinander teilt? Stirbt nicht gerade in diesem Moment irgendwo ein Obdachloser, der nichts anderes hinterlässt als eine versiffte Wolldecke und eine leere Schnapsflasche? Was bleibt mehr übrig, wenn ein Kind einen sinnlosen Hungertod stirbt, als bedrückende Erinnerungen an ein Schicksal, das niemals Glück erfahren durfte? Gibt es denn einen *sinnvollen* Tod? Oder sollte ich vielleicht die Frage anders stellen: Gibt es auch *sinnloses* Leben? Worin liegt der Sinn, wenn letztendlich alles Lebendige wieder zu Staub zerfällt? Existiert in uns wirklich etwas, das für die Ewigkeit bestimmt ist, etwas, das wir *Seele* nennen? Wenn ja, kann diese Seele wachsen und sich weiterentwickeln, indem sie einen sterbenden Körper verlässt und sich in einem neugeborenen einnistet? Wenn ja, wozu dieser Aufwand? Kann es sein, dass eine Seele Macht auf ihren Träger ausübt und ihn so beeinflusst, dass daraus ein sogenannter Gutmensch oder eben ein Kotzbrocken wird? Ich denke – und ein Blick in die TV-Nachrichten genügt mir als Bestätigung –, wenn es wirklich so wäre, dann hat die Menschheit einen gigantischen Nachholbedarf. Nach wie vor fällt es

copyright

mir schwer, an einen Siegeszug des Guten über das Böse zu glauben. Auch glaube ich weder an Götter noch an Reinkarnation, Seelenwanderungen und dergleichen. Das sind doch alles utopische Fantasien, Wunschvorstellungen von einem immerwährenden Paradies, von Philosophen und anderen weltfremden und lebensuntauglichen Spinnern erdacht, ihr eigenes Weltbild einer breiteren Masse zugänglich zu machen. Gerade in Glaubensfragen klaffen zwischen Wunsch und Wirklichkeit riesige Lücken. Ich finde sowieso, dass die Leute weniger beten, dafür mehr Eigenverantwortung übernehmen sollten. Aber Menschen sind eben Menschen, weil sie neugierig sind und Fragen stellen. Auch solche, die man nie gänzlich beantworten können wird. Zum Beispiel Fragen zu unserer Herkunft oder zu unserem Schicksal in ferner Zukunft. Im Extremfall gründen sie Religionen, erklären alles Unerklärbare mit Gott und schon sind sie zufriedengestellt. Dann haben sie jemanden, dem sie danken können, wenn es ihnen gut geht, oder es ist einer da, den sie für alles Negative zur Verantwortung ziehen können. Wie dem auch sei, für mich macht es keinen Unterschied. Der finale Showdown fällt für alle gleich aus. Mit nur einer kleinen Nuance: Die Asche des krepierten Obdachlosen wird dem anonymen Gemeinschaftsgrab beigegeben, der Soldat, der in einem schwarzen Plastiksack aus Afghanistan zurückkehrt, bekommt ein Einzelgrab mit Stein und Inschrift.

Gewiss, Opferbereitschaft und Heldentum ebnen den Weg für einen Eintrag in die Geschichtsbücher. Was aber geschieht mit der großen Masse derer, die zeitlebens nie eine Auszeichnung, eine Medaille erhalten haben? Zum Beispiel jene Menschen also, die mehr oder weniger zufällig da sind, weil zwei sich gepaart und dabei, unter Ausschluss der üblichen Ambitionen für Karriere und Familienplanung, ein Kind gezeugt haben. Zugegeben, auch ich gehöre der Sparte *Zufallsprodukte* an. Kollateralschaden im Blitzkrieg zweier Zufallsbekanntschaften. Mit sieben Jahren habe ich meine Mutter gefragt, warum sie nie Geschwister für mich haben wollte. Sie antwortete: „Weil ich nicht mehr konnte.“ Ich ahnte schon damals, dass sie gelogen hat. Denn sie hätte sehr wohl noch gekonnt. Aber sie *wollte* nicht mehr. Die Last einer weiteren Mutterschaft wollte sie sich nicht noch einmal aufbürden. Niemals wieder die Strapazen einer Geburt, und schon gar nicht, wenn diesem Ereignis ein Akt vorausginge, der, ohne die eigene Fantasie übermäßig beanspruchen zu müssen, irgendwo zwischen Pflichterfüllung und Vergewaltigung einzuordnen wäre.

copyright

Aber auch nie mehr die Erfahrung dieses geheimnisvollen Glücksgefühls, das mit jedem vollbrachten Schöpfungsakt einhergeht.

Ich versuche mir einzureden, dass alles Werden und Vergehen seine Richtigkeit hat. Dass alles irgendwie vorbestimmt ist und sich alles letztlich zum Guten wenden wird. Dann wieder überlege ich mir, ob ich gelegentlich meinen so sehr gehassten Erzeuger aufsuchen und ihm eine Bleispritze ins Hirn verpassen soll. Für all das, was er meiner Mutter und letztlich auch mir angetan hat in der kurzen Zeitspanne, in der sie zusammen waren, jenem Lebensabschnitt also, dem ein lauer Windhauch dessen voranging, das sie einst *Liebe* nannten, und in dem er ihre Hoffnungen auf ein bisschen Glück im Leben wie Kakerlaken auf der Straße zertreten hat.

Im Geäst einer riesigen Steineiche zankt sich eine Schar Krähen um Beute. Vielleicht hat einer der Vögel eine Maus erwischt, die sich zu leichtsinnig aus ihrem Erdloch hervorgewagt hat. Intuitiv beschleunige ich meinen Schritt und strebe dem Ausgang zu …

copyright

2

Draußen regnet es in Strömen – schon seit Tagen. Es ist Mitte Dezember. Ein kalter Wind fegt durch die verwaisten Straßen. Durch das Fenster sehe ich die kahlen Baumkronen sich in den Böen wiegen. Nasses dunkelbraunes Laub klebt auf den Gehsteigen. Die wenigen Menschen, die über die Straße eilen, ziehen die Kragen hoch und die Kapuzen noch weiter ins Gesicht. Sie schimpfen lauthals über dieses miserable Sauwetter. Warum auch nicht. Dazu ist das Wetter schließlich da. Sie tun es auch dann, wenn sie sich gar nicht kennen. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Schicksalsschläge formen aus Gegnern Verbündete. Keinerlei Floskeln suggerieren derart Mitgefühl, Anteilnahme, ja, in gewisser Weise sogar Geborgenheit und Wärme wie das gemeinsame Beschimpfen einer misslichen Situation.

Der Wind pfeift um die Ohren und bläst den Regen direkt ins Gesicht. Es ist kalt. Aber immer noch zu wenig kalt, um den Niederschlag in Schnee zu verwandeln. Das wäre schön: Ein makelloses Weiß, das den Schmutz, den grauen und den braunen Dreck, die Trostlosigkeit und die Tristesse des Alltags einfach zugedeckt hätte. Wenigstens für eine kurze Zeit wäre der ganze unansehnliche Müll, der Morast verschluckt worden. Verschwunden. Aus den Augen, aus dem Sinn. Einfach endloses Weiß, das unter einem stahlblauen Himmel glitzert, lediglich durchbrochen von den in bunten Winterklamotten spielenden und vor praller Lebensfreude jauchzenden Kindern.

Nun hat sich das Leben zurückgezogen. Ist in Deckung gegangen. In die Behausungen, in die Höhlen, in die Nischen. Früher scharten sich die Menschen bei Kälte um ein Feuer, versammelten sich in einem beheizten Raum. Vielleicht in der Küche, vielleicht in der Stube. Eigentlich recht gemütlich, wenn ich mir das so vorstelle.

Heute versammeln sie sich in den riesigen Einkaufszentren. In den Läden und Restaurants rund um die Mall wuselt es nur so von Leben. Besonders in der Vorweihnachtszeit. Da trifft man sie alle wieder, in Eintracht, beim Befriedigen ihrer Süchte. Und alle geben sich die größte Mühe, sich im Stress nichts

copyright

anmerken zu lassen. Ihre eigene Unzufriedenheit, ihre eigentliche Abscheu, ja, ihre angestaute Frustration über ihr Versagen, dem wirtschaftlichen Diktat wieder nichts entgegengesetzt zu haben. Alle mimen gute Laune, grinsen sich affig an und geben heuchlerische Phrasen von sich, obwohl jeder seinem Gegenüber am liebsten die Faust in die blöde Fresse schlagen möchte. Und jeder denkt, es im nächsten Jahr ganz sicher besser zu machen. Aber was heißt das schon. Was soll denn noch besser werden? Noch mehr Umsatz, noch mehr Gewinn, noch mehr Konsumrausch?

Ich denke es immer wieder: Die Menschen sind schon seltsam. Geht es ihnen schlecht, geben sie sich alle solidarisch und stehen einander bei. Geht es ihnen nur schon ein bisschen besser, vergessen sie alle ihre guten Vorsätze, kippen ihr soziales Gewissen über Bord und mutieren zu egoistischen Wesen. Manchmal denke ich, dass eine Katastrophe in dieser Hinsicht auch eine positive Seite hätte. Ich meine natürlich nicht diese 08/15-Katastrophen, wie sie jährlich wiederkehren. Die, die man spätestens nach einem Jahr wieder vergessen hat. Erdbeben im Iran: 50.000 Tote. Tsunami in Japan: 30.000 Tote oder so ähnlich. Mal ehrlich: Wen juckt das hierzulande schon? Ich meine, es müsste schon etwas Handfestes sein. Etwas, das nicht nur ein Land erschüttert, sondern den ganzen Globus zum Taumeln bringt. Also etwas in der Art von „Deep Impact“ oder „Armageddon“. Ein Kometeneinschlag zum Beispiel, das wäre der Hammer. Dann könnten die Überlebenden, mit dem Wissen von heute, nochmals von vorne beginnen. Ohne den ganzen Zivilisationsmüll, der im Grunde niemandem etwas bringt. Ein Alltag, der sich gänzlich auf das Dasein beschränkt. Ein Alltag ohne Reizüberflutung, ohne den gigantischen Informationsmüll, ohne Konsumterror und ohne Vergnügungssucht. Ausgerüstet nur mit etwas Saatgut und Gartenwerkzeug. Einfach eine Erdscholle fruchtbar machen, Feldfrüchte anbauen und neue, einfache Siedlungen gründen, in denen zufriedene Menschen leben würden. Menschen, die mit sich zufrieden sind und mit ihrer Umwelt in Einklang leben.

Und wenn alles Leben ausgelöscht würde? Das wäre auch okay. So lange die Erde sich dreht und die Sonne scheint, kann sich immer wieder neues Leben entwickeln. Auch solches ohne Menschen. Wenn ich Schöpfer wäre, würde ich mir das sowieso nochmals gründlich überlegen – das mit den Menschen. Eine solche Radikalkur wäre schon megakrass. Aber sie hätte drei unbestreitbare Vorzüge: Erstens gäbe es über ein solches Ereignis nicht die geringste Zei-

copyright

tungsmeldung. Zweitens: Man bräuchte nirgends ein Careteam einzusetzen. Und drittens (das Wichtigste): Es gäbe niemanden, der Profit daraus schlagen könnte. Wir alle wären Verlierer. Das ist doch sehr tröstlich. Oder sollte ich vielleicht sagen, dass wir alle Gewinner wären? Jeder wäre der Erste beim großen Showdown, und wie es danach weitergeht, weiß sowieso niemand mit Bestimmtheit. Ich meine, wenn der Mensch so etwas wie eine Seele besäße, was würde mit dieser nach seinem Ableben geschehen, wenn es nirgends mehr eine Heimat gäbe, wo sie Zuflucht und Ruhe finden könnte? Und was wäre, wenn sich am Ende alles nur als ein gigantischer Irrtum herausstellen würde? Letztlich sind wir doch alle aus Sternenstaub entstanden und werden einst in ferner Zukunft in diesen Zustand zurückkehren, ganz unabhängig davon, wie wir unser Dasein auf Erden verbracht haben. Ist damit etwa der göttliche Plan des *Ewigen Lebens* gemeint?

Also, mal ganz ehrlich: Ich wäre sofort für Plan B – die radikale Variante. Jedoch wie so oft wird auch das von ganz anderer Stelle entschieden. Aber wie gesagt: Es wäre hammermäßig stark und ich wäre erfüllt von tiefster Genugtuung!

Nun jedoch sitze ich am Schreibtisch in meinem Zimmer, starre durch das Fenster, an das unablässig schwere Regentropfen klatschen, und ich lasse in meinen Gedanken die Geschichte nochmals Revue passieren, die ich zu Papier bringen möchte, und betrachte dabei die nackten Baumwipfel, die mal mehr, mal weniger heftig im Wind schaukeln. Ich möchte die Geschichte so detailgetreu wie möglich niederschreiben, sofern dies meine Erinnerungen zulassen. Denn ich weiß, dass ich der Einzige bin, der die ganze Wahrheit kennt, die sich dahinter verbirgt. Nur ich weiß, wie sich damals die Ereignisse wirklich abgespielt haben.

Ich heiße Oliver. Oliver Ambühl. Ich bin siebzehn Jahre alt. Im kommenden Sommer werde ich das dritte und letzte Jahr meiner Ausbildung zum Maurer in Angriff nehmen. Der Job ist ganz in Ordnung. Okay, manchmal ist es schon Knochenarbeit, aber ich hatte Glück und bin in einer guten Bude untergekommen. Ein richtiger Familienbetrieb, in dem noch der Patron das Sagen hat. Das Domizil befindet sich in der Gewerbezone am östlichen Stadtrand. Im Großen und Ganzen befriedigt mich die Arbeit, denn ich kann abends sehen, was ich tagsüber geleistet habe. Ich arbeite gerne draußen. In einem Büro

copyright

würde ich auf die Dauer verkümmern. Die Mannschaft ist auch ganz okay, und auf dem Bau bin ich sowieso selten der einzige Azubi. Da ist zum Beispiel mein Unterstift. Er heißt Noah Stemmler. Wieso *Noah*? Das weiß nicht einmal er selbst. Vielleicht wollen seine Alten, dass er einmal eine Arche baut. Aber dann hätte er besser den Zimmermannsberuf erlernen sollen. Egal, er ist ein prima Kerl, auch wenn er das Arbeiten nicht gerade erfunden hat. Aber er kann zupacken, wenn man ihn darauf aufmerksam macht. Tja, ich kenne das. Man hat es nicht leicht, so nach neun Schuljahren zum ersten Mal „im Stollen". Ich meine, so richtig, mit schwerem Gerät, und das bei Wind und Wetter.

Was ich nach der Grundausbildung mache, weiß ich noch nicht so genau. Zuerst einmal einfach abhauen. Einfach weg von hier. Fort aus diesem Zirkus, der sich *Familie* nennt.

Mein Zimmer ist nicht besonders groß. Etwa vier auf drei Meter. Eine bessere Besenkammer. Aber es gehört mir. Ein Bett, ein Schrank, der Schreibtisch, an dem ich jetzt sitze, und ein Regal mit ein paar auserwählten Büchern, denn ich lese oft und sehr gerne, anstatt meine Zeit vor der Glotze zu verschwenden. Seit meiner Kindheit lese ich Bücher. Zuerst waren es Abenteuergeschichten – Indianer, Cowboys, Piraten und so. Dann kamen Archäologie und Astronomie dazu. Später auch Philosophisches und gelegentlich Romane. Beim Lesen konnte ich wenigstens temporär wegtauchen. Ich bereiste fremde Länder, entdeckte ferne Welten, die mir sonst für immer und ewig verborgen geblieben wären.

Dafür wurde ich in der Schule als Langweiler gehandelt. Oft schnappte ich mir etwas aus der Stadtbücherei und zog mich in eine ruhige Ecke zurück – meistens in mein Zimmer, während die Kids draußen spielten. Von niemandem wurde ich vermisst. Die Bücher offenbarten mir eine Welt voller Wunder und Magie. Damit war mein Dasein als Außenseiter genügend entschädigt.

Einen Computer gibt es bei uns keinen. Unsereiner kann sich so was nicht leisten und meine Alten, besonders Opa, halten die Anschaffung zivilisatorischer Errungenschaften, wie zum Beispiel Unterhaltungselektronik, die etwas mehr bietet als analoges TV, für so ziemlich das Sinnloseste, was der Mensch braucht. Alles, was über das Festnetztelefon (am besten noch mit Wählscheibe) hinausgeht, ist für ihn völlig überflüssig und hochgradig dekadent. Mir soll's recht sein. Brauchten wir für die Schulaufgaben einen Rechner mit Internetzugang, half mir mein gleichaltriger Schulfreund Charly und wir

copyright

benutzten gemeinsam die Kiste seines Vaters. Im Übrigen bin ich seit Neuestem stolzer Besitzer eines Smartphones – wow! Na ja, auch unsereiner, der der „Working Class“ angehört, will gelegentlich mit der Zeit gehen.

An den Wänden habe ich Poster einiger Rockbands, zum Beispiel *Avenged Sevenfold, Wolfmother* oder von den *Foo Fighters*, denn ich stehe auf alle Arten von Rock bis Metal. Mehr geht nicht rein in mein Zimmer.

Im Regal bewahre ich unter anderem zwei menschliche Totenschädel auf. Wunderschöne, vollständig erhaltene Objekte, die ich vor ein paar Jahren meinem ehemaligen Schulfreund Nik abgeschnorrt habe, dessen Vater bei der Friedhofsverwaltung angestellt ist. Nik hat mir den Tipp gegeben, dass sie ein altes Gräberfeld aufheben würden. Aber man wisse nie im Voraus, was dabei herauskommt. So war es eine kleine Sensation, als die Arbeiter einige sehr gut erhaltene Skelette freilegten. Niks Vater hat gesagt, die Leute seien mit etwa siebzig Jahren gestorben und beigesetzt worden. Darum sind Schädel mit allen Zähnen drin äußerst selten. Ich wusste sofort, dass ich mindestens einen dieser Köpfe haben musste. Das war so eine fixe Idee von mir. Ich war völlig überrumpelt, als Nik gleich zwei dieser Dinger, schon fein sauber gereinigt, in einer Kartonschachtel verpackt in die Schule brachte. Dafür gab ich ihm eine von Opas Eisenbahnermützen und eine grün-weiße Abfertigungskelle. Ich war hin und weg. Der Schultag war gelaufen. Ich konnte mich auf nichts anderes mehr konzentrieren. Gleich nach der Glocke stürmte ich nach Hause und drapierte die Schädel zuerst auf einem Silbertablett aus Mamas Hausrat auf meinem Nachttischchen. Ihren gellenden Schrei, als sie zum ersten Mal in die beiden Augenhöhlenpaare blickte, werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Sie hat mir angedroht, nie wieder mein Bett zu machen, wenn ich dieses Horrorkabinett nicht sofort verschwinden lassen würde. Ich habe ihr dann in bestmöglicher Coolness gesagt: „Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder wir bleiben – alle drei – oder wir gehen zusammen – alle drei!“

Wir einigten uns auf die Unterbringung der Schädel im Regal. Dann müsse sie sich beim Bettenmachen wenigstens nicht so anstarren lassen. Das Silbertablett wollte sie nie mehr zurückhaben. Okay, ich habe meiner Mama noch versprechen müssen, dass ich damit keinen Okkultismus betreibe, und sie sagte mir, dass Skelette oder Teile davon kein Spielzeug seien. Man müsse auch Toten gegenüber jenen Respekt zeigen, den sie zu Lebzeiten schon verdient hätten.

copyright

„Alles klar, Mama“, habe ich gesagt. „Ich hatte auch nie vor, mit den beiden zu spielen!“

Seit diesem Tag genießen die beiden Schädel – sie heißen nun *Fred* und *Barney* (wie die Hauptfiguren aus der „Familie Feuerstein“) – bei mir im Regal ihre vorletzte Ruhe. Nik hatte mir noch gesagt, dass es sich aller Wahrscheinlichkeit nach, aufgrund der ebenfalls entfernten Grabinschriften, um männliche Exponate handeln würde, aber so genau wisse er es nicht mehr, da sie sich schlecht voneinander unterscheiden lassen. Gelegentlich nehme ich sie hervor, entferne den Staub, poliere ihre Schädeldecken auf Hochglanz und bestaune immer wieder ihre wunderbare naturgegebene Struktur. Ich nehme an, dass ich damit genügend Respekt zeige.

Es ist nicht so, dass ich persönlich Todessehnsüchte hege. Aber ich liebe das Morbide, das Vergängliche. Alles Leben entsteht aus Dreck und Schlamm. Aus steriler Reinheit kann nichts Schlaues entstehen. Es ist doch so, dass gerade menschliches Leben sich aus Schleim entwickelt, und wenn wir sterben, verbreiten wir einen so gotterbärmlichen Gestank, dass sogar die meisten Tiere einen großen Bogen um uns herum schlagen würden, wenn es nicht die Arbeit der Totengräber gäbe.

Aber wie gesagt: Alles, was mich an die Endlichkeit des Lebens und letztlich an meine eigene Vergänglichkeit, ja meine eigene Unvollkommenheit erinnert, übt auf mich eine geradezu magische Faszination aus, der ich mich kaum entziehen kann. Und ich liebe diese Dinge, weil sie einen wunderbaren Kontrast zu unserer allgegenwärtigen, zur Perfektion neigenden Glanz-und-Gloria-Gesellschaft setzen.

In unserer Stadt, gleich hinter dem Bahnhof, gibt es ein Tattoostudio. Als Schulkind war mir der Laden nie geheuer. Opa hat mir erklärt, dass dort nur Seefahrer, Kriminelle und Huren verkehren. Ich habe mich oft gefragt, warum Opa die Seefahrer und Kriminellen in den gleichen Topf wirft. Sind denn alle Seefahrer gemeingefährlich? Oder anders gefragt: Was haben sie gemeinsam? Ich brauchte einige Jahre der Reifung, bis ich zur Erkenntnis gelangt bin, dass es die unterschiedlichen Lebensphilosophien der Menschen sind, die im Bewusstsein ihrer eigenen Individualität einen Lebensweg einschlagen, der sich so sehr vom breit getrampelten Pfad der Masse abhebt und letztlich mit der Flucht aus dem ausgeleierten Tretrad der Banalitäten endet.

copyright

Nur mit Charly zusammen brachte ich den Mut auf, jeweils nach Schulschluss dieses sonderbare Lokal aufzusuchen. Wir drückten meist vergebens unsere Nasen an den abgedunkelten Schaufenstern platt. Wenn dann gelegentlich die Tür offen stand – und der Tattoomeister uns einmal nicht mit Schimpf und Schande eingedeckt in die Flucht trieb –, erhaschten wir einen kurzen Blick ins Innere des Studios und waren zunächst einmal erstaunt darüber, keinen Vorhof zur Hölle vorgefunden zu haben. Klar, als zartes Jüngelchen ohne jegliche Lebenserfahrung reagierte ich mit gemischten Gefühlen, zwischen kindlicher Neugierde, Ekel und Faszination hin- und hergerissen. Das Gruselkabinett umfasst auch heute noch alles, von Totenschädel (menschlichen und tierischen Ursprungs) über weiteres Anschauungsmaterial, Fachliteratur, Zeichnungen, Fotos sowie – besonders beeindruckend – diverse Airbrush-Darstellungen von HR Gigers Biomechanoiden, die die Wände des Studios zieren.

Das waren die ersten Kontakte mit den Schöpfungen dieses eigenwilligen Künstlers. Natürlich kannte ich „Alien", obwohl mir meine Mutter untersagte, diesen Film anzuschauen. Ich sei noch zu jung, begründete sie. Okay, damals war ich zwölf. Aber wie bereits erwähnt, halfen mir Charly und sein Computer weiter. Damit war meine Neugierde kaum mehr zu bändigen. Schnell konnten mich die Bilder aus dem Internet nicht mehr befriedigen, weshalb ich mich entschloss, mein Glück in der Stadtbücherei zu suchen, und prompt auch fündig wurde. Von einem schweren Bildband mit großformatigen Fotos fühlte ich mich besonders angesprochen. Sehr zum Erstaunen der Büchereileiterin musste ich das Werk sicher ein halbes Dutzend Mal ausleihen, bis ich es durchgearbeitet hatte. Aber so konnte ich wenigstens die horrenden Kosten für die Neubeschaffung eines solchen Buches umgehen.

Gigers Bilder habe ich sprichwörtlich in mich hineingefressen. Seine gynäkologischen Landschaften versetzten mich in fremde extraterrestrische Welten, besser als es jeder Science-Fiction-Film geschafft hätte. Besonders angetan war ich von seinen albtraumhaften larvalen Kreaturen, die mich in meiner Kindheit tatsächlich gelegentlich in meinen Träumen – und ich hatte damals öfters höchst bizarre Träume – heimsuchten.

Erst viel später begann ich den Sinn und die Botschaft dieser Darstellungen zu verstehen. So entdeckte ich zum Beispiel in unserem Garten eine potthässliche Raupe, die sich über Opas Salatköpfe hermachte. Anstatt sie zu vernich-

copyright

ten, bewahrte ich sie, zusammen mit etwas Grünzeug, in einem leeren Einmachglas auf und präsentierte sie Charly, wo wir uns ausgiebig über Sinn und Zweck von Metamorphosen unterhielten.

„Stell dir einmal vor“, begann ich zu philosophieren, „wenn sich dieses hässliche Ding einmal verpuppt und daraus ein wunderschöner Schmetterling entsteht – welch wundervolles Geschöpf müsste dann erst aus dem Menschen hervorgehen, wenn dereinst sein Körper, diese unvollkommene, nackte und anfällige Larve, stirbt und zu Staub zerfällt?“

„Hmm …“, machte Charly und zuckte die Schulter. „Ich weiß nicht. Aber der Gedanke, dass uns im Jenseits vielleicht doch so was wie Flügel wachsen, mit denen wir uns frei im Kosmos bewegen können, hat etwas Faszinierendes.“

„Ja, genau das meine ich! Wir sollen unsere Blicke nach oben richten, denn dort befindet sich das Erhabene, dort ist unsere Zukunft!“

„Meinst du wirklich? Ich sehe nur deine vergilbte Zimmerdecke mit einem verstaubten Lampenschirm darunter.“

Charly grinste mich an und für eine Sekunde reagierte ich verwirrt. Ich war mir nicht ganz im Klaren, ob er nun ein Dorftrottel *war* oder nur einen *spielte* und mich absichtlich provozieren wollte.

„Doch nicht so, du Döspaddel! Himmelwärts blicken sollen wir. Ins All hinaus!“

Symbolisch breitete ich meine Arme seitlich aus, wie Flügel. Aber Charly hatte mich auch so verstanden.

„Wir müssen die Erde einfach als Basecamp für unsere interstellaren Kreuzfahrten betrachten. Im Grunde ist der ganze Globus ein einziges Raumfahrtzentrum.“

„Ach, das dauert ja noch Jahrzehnte, bis der Mensch so weit ist“, gab Charly zu bedenken.

„Nein, nicht so! Ich meine ohne Space Shuttle und Raumanzüge. Ich denke, jeder Mensch ist sein eigener Pilot und wir alle werden irgendwann einmal auf der Startrampe stehen und unsere Flügel ausbreiten, wenn für uns der Zeitpunkt gekommen ist.“

„Okay, ich glaub, ich hab’s kapiert!“, sagte Charly, verzichtete jedoch auf eine weitere Stellungnahme.

Ich fühlte mich ihm gegenüber wenigstens intellektuell haushoch überlegen, dafür stellte er mich für die ersten Jahre unserer Freundschaft sportlich und

copyright

kräftemäßig weit in den Schatten. Hätte ich damals schon geahnt, mit welchen Streichen mir das Leben seine Aufwartung machen würde, wäre ich in philosophischen Dingen wohl etwas zurückhaltender gewesen. Denn so oft ich mich auch mit Giger & Co. beschäftigte, für die nächsten paar Jahre war der Qualm meiner Zigaretten das Einzige von mir, das himmelwärts stieg.

Gelegentlich trafen wir auch auf die Leute, die im Tattoostudio ein- und ausgingen oder sich vor dem Laden eine Zigarettenpause gönnten. Für mich damals alles wilde Kerle, die nur den sprichwörtlichen Sex, Drugs & Rock 'n' Roll im Kopf hatten. Mittlerweile weiß ich, dass die Kundschaft mit den feuerspeienden Drachen auf der unbehaarten Brust, den blutigen Totenmasken und den krudesten Dämonenfratzen auf den Oberarmen nicht selten zu den sanftmütigsten und lebensbejahendsten Wesen gehören, die die Götter je zur Erde gesandt haben.

Ach ja, meine Schulzeit: Eine Tragödie in neun Akten. Ich hatte das unwahrscheinliche Glück, in all den Jahren stets solche Typen als Klassenlehrer zu haben, die man ausnahmslos den Sparten *nett*, *unauffällig*, *belanglos*, *langweilig* hätte zuordnen können. Damen und Herren also, die den Unterricht pflichtbewusst, brav gemäß Lehrplan herunterspulten und dabei jegliche Form von Leidenschaft oder Begeisterung für den uns dargebotenen Schulstoff im Besonderen und für das Lernen im Allgemeinen vermissen ließen. Wohlverstanden, davon ausgenommen sind die Sportlehrer – die bilden noch heute eine eigene Kategorie, und ich meine nicht nur die mit pädophilen Neigungen – nein, auch die Lehrerschaft für die Sonderfächer verdienen, wenigstens teilweise, etwas mehr Respekt für ihre Arbeit. Da war zum Beispiel für das Fach *Bildnerisches Gestalten* die damals zirka vierzigjährige und alleinstehende Dorothea Scheinfrucht, die wir aufgrund ihres Alters und ihrer Körperfülle salopp, aber keinesfalls geringschätzig unsere *Zeichentante* nannten. Sie ist eigentlich auch heute noch eine recht attraktive Frau – Nomen ist eben nicht immer Omen! –, von der wir mehr über das Leben erfahren durften als von allen anderen zusammen.

Wen wundert's, dass ich das meiste Zeug beim Ordnen meiner Festplatte gleich wieder über Bord geworfen und ein für alle Mal im Meer des Vergessens versenkt habe. Ein kleines Detail aus meiner Frühzeit ist mir trotzdem in bester Erinnerung geblieben. Es war in der ersten Klasse. Fach: Deutsche Sprache. Lesen lernen bei Frau Adelheide Neubauer (liiert mit einem Rottwei-

copyright

ler Zahntechniker und ebenfalls aus der deutschen Nachbarschaft übergesiedelt, zur Verstärkung des heimischen Lehrkörpers). Wir hatten irgendeine Geschichte gelesen, die mit dem Satz endete: „Mensch sein heißt Kämpfer sein!“ Ich weiß nicht mehr, wovon die Geschichte handelte. Offensichtlich hatte ich damals etwas falsch verstanden, denn ich stellte mir augenblicklich alle Menschen in Militäruniformen vor und ich fragte mich, ob es wirklich notwendig sei, dass alle eine Ausbildung zum Soldaten absolvieren müssen. Leider unterließ es Frau Neubauer, näher auf das Thema einzugehen, was gerade für schwächliche Jungens wie unsereiner sicher von Vorteil gewesen wäre. Doch da schellte bereits die Schulglocke und der Heimweg lockte zu neuen Abenteuern.

Die Lektion war aber noch nicht ganz ausgestanden. Da gab es in unserer Klasse noch diesen Vollpfosten namens Andreas Schöneich, genannt Andy. Ein Typ, der in mancher Hinsicht andersrum geschraubt war. So machte er ab einem gewissen Alter kein Geheimnis mehr daraus, dass er schwul sei. Natürlich war für jede Menge Spott gesorgt, wenn wir gelegentlich mitbekamen, dass er wieder auf der Suche nach hübschen Jungs mit denselben Vorlieben war.

In regelmäßigen Intervallen, das heißt in etwa täglich, wollte er außerdem seine Kräfte messen, und dafür quatschte er jeden erdenklichen Typen an, der ihm über den Weg lief. Er nannte es *Friedenskampf* und meinte damit Ringen in ungezwungener Atmosphäre. Eine Zeit lang, gehörte ich ebenfalls zu seinen Auserwählten. Er quasselte mich so lange an, bis ich mich blöderweise erweichen ließ und zusagte. Vielleicht wollte er mehr von mir. Vielleicht stand er sogar auf mich. So genau lässt sich das im Nachhinein nicht mehr beurteilen. Wir trafen uns nach Schulschluss auf der großen Spielwiese hinter dem Schulhaus. Ich hatte einerseits natürlich keine Ahnung vom Ringen, andererseits wollte ich ihn nicht einfach mit einem gezielten Kinnhaken k. o. schlagen, denn das wäre meine einzige Option gewesen. Also dauerte der Kampf kaum zwei Minuten, schon lag ich auf dem Rücken, der triumphierende Andy saß rittlings über mir.

Vielleicht hätte uns Frau Neubauer doch noch etwas über das Thema *Kämpfen* erzählen sollen …

copyright

3

Der Schreibtisch steht direkt unter dem Fenster. Mein Blick schweift über eine kleine Senke mit einem städtischen Schrebergartenareal. Auf der gegenüberliegenden Anhöhe macht sich eine Elite von Neureichen und Zugezogenen mit Luxusappartements und Einfamilienhäusern im Landhausstil breit, deren ökozertifizierte Schwimmteiche allein schon mindestens doppelt so groß sind wie die gesamte Grundfläche unseres Häuschens. Dort drüben wohnt auch ein weiterer Junge unserer Clique, Kai-Uwe Hagen, der vor etwa vier Jahren mit seinen Eltern aus Kassel hierhergezogen ist. Man hatte ihn derselben Schulklasse zugeteilt, die auch Charly und ich besuchten. Und als Neuling mit einem ausgeprägten nordhessischen Dialekt genoss er zunächst ebenso wie auch wir den Status eines Außenseiters.

Wenn ich Opas altes Fernglas nehme, kann ich ihn erkennen, wenn er zum Beispiel auf der Dachterrasse ihrer Attikawohnung steht. Gelegentlich winkt er dann zu mir herüber und ich winke zurück.

Mein Zimmer befindet sich im Obergeschoss eines dieser kleinen, aber eigentlich ganz hübschen Häuschen, die zur Eisenbahner-Genossenschaftssiedlung gehören, welche so etwa in den Vierziger- oder Fünfzigerjahren am Stadtrand errichtet wurden. Es sind einfache, vorwiegend aus Holz gebaute Häuser. Nur die Untergeschosse sind gemauert. Jedes Haus trägt dieselbe Fassadenverkleidung, die aus cremefarbenen Eternitschindeln besteht. Dafür variieren die Anstriche der Fensterläden von tannengrün bis dunkelbraun. Je nach Budget und Fantasie der Bewohner sind auch die kleinen Gärten gehalten: Meist dominieren Gemüsebeete und Beerensträucher, aber auch einfache Kiesflächen mit urtümlichen Wäscheleinen sowie üppig blühende Blumenrabatten lassen sich in unserem Quartier finden.

Peter Ambühl, mein Großvater, war bis kurz vor seinem Abgang Fahrdienstleiter bei den Bundesbahnen. Besuchern zeigt er jeweils gerne und mit Stolz seine schwarze Uniform und besonders seine Mütze mit dem Emblem der Gesellschaft und den weißen Streifen, die ihn im Rang eines Bahnhofsvorstan-

copyright

des bestätigten. Er hatte in sämtlichen Stationen an der Hauptstrecke nach Zürich gedient, oftmals auch als Ablöser, und später, im Laufe der Umstrukturierungsmaßnahmen, als die SBB in eine Aktiengesellschaft überführt und immer weitere Strecken automatisiert beziehungsweise Stationen auf Fernsteuerung umgestellt und Fahrkartenschalter durch Ticketautomaten ersetzt wurden, rückte auch Peters Arbeitsbereich in greifbare Nähe. Ganz zuletzt wurde ihm noch ein Posten in der Einnehmerei im Bahnhof unserer Stadt angeboten. Aber diesen Job verrichtete er nur noch ein knappes Jahr lang, dann begab er sich, mit einem ärztlichen Attest in der Hand, in Frührente. Das geschah kurz nach einem leichten, aber doch deutliche Zeichen setzenden Herzanfall. Und diesem ging der schmerzvolle Verlust seiner geliebten Hannelore – meiner Oma – voraus, die von einem unheilbaren Krebsleiden befallen wurde. Damit begann der langsame und unerbittliche Zerfall von Peter Ambühl. Anstatt sich noch einmal aufzuraffen, sich eine vernünftige Freizeitbeschäftigung anzueignen, zum Beispiel Reisen oder Wandern, was für die körperliche und geistige Fitness von Vorteil gewesen wäre, vielleicht Tontaubenschießen oder doch wenigstens Briefmarkensammeln, liegt er nur noch auf dem Diwan herum, sitzt stundenlang vor der Glotze oder unterhält sich mit Hörfunksendungen auf SRF 1, was immerhin seine Fantasie ein wenig ankurbeln mag.

Doch einem bescheidenen Hobby ist Peter zeitlebens treu geblieben. Er ist leidenschaftlicher Pfeifenraucher – sehr zum Leidwesen meiner Mutter, die Opa zum Rauchen erbarmungslos vors Haus schickt. Sie findet, so ein Buschfeuer, wie sie das Pfeifenrauchen abschätzig nennt, gehört nicht in den Wohnbereich. Für ihren Zigarettenkonsum erlässt sie großzügige Ausnahmen. In den warmen Sommermonaten ist das für ihn kein Problem. Dann geht er in den Garten und setzt sich auf die alte, ursprünglich rot lackierte, nun aber verwitterte Sitzbank. Sobald die Tage jedoch kälter werden, drängt es ihn, im Haus zu bleiben. Meine Mum quittiert es mit diskreditierenden Blicken und oft deckt sie Opa mit einem Wortschwall auserlesener Flüche und weiteren Obszönitäten ein. Opa wiederum grunzt und schnaubt, murmelt etwas wie „Dumme Kuh!“ und trollt sich mit seiner geliebten Pfeife ins Bad. In der Kommode, die in der kleinen Stube steht, hortet er eine bescheidene Sammlung dänischer und holländischer Tabakpfeifen, deren Formenvielfalt mich schon als Kind stets fasziniert hat. Damals hat er mir auch gezeigt, wie man die Pfeifen korrekt stopft. Er verwendet bis heute unter anderem diese fein geschnittenen, parfü-

copyright

mierten holländischen Tabake, die ich wegen ihres süßlichen Aromas besonders mag.

Vor ein paar Jahren habe ich, zusammen mit Charly, unseren Einstand als frischgebackene Teenager gefeiert, indem ich eine von Opas Pfeifen und eine Dose Tabak aus der Schublade klaute und Charly seinen Beitrag in Form eines kleinen, weißen Leinenbeutels leistete, mit etwas Getrocknetem darin, das er *Mariejohanna* oder so ähnlich nannte. Dass es sich tatsächlich um Marihuana handelte, das er seinem Alten abgeluchst hatte, erfuhr ich erst später. Jedenfalls sind wir eines Abends bei Wind und Wetter losgezogen. In einem alten Bushäuschen einer aufgehobenen Linie haben wir es uns gemütlich gemacht, so gut es ging. Wir haben alles ausprobiert. Zuerst nur Tabak, dann nur Gras, dann gemischt. Dazu tranken wir geklautes Dosenbier. Anschließend mussten wir zwar kotzen, aber – und das war das Wichtigste – danach fühlten wir uns großartig. In dieser Nacht waren wir unsterblich! Trotzdem haben wir beide die Sache mit der Pfeife schon bald aufgegeben. Das Herumschleppen aller Raucherutensilien schien uns doch zu aufwändig. Außerdem stieß etwas später noch Kai-Uwe zu unserer Clique, der seinen Einstand in derselben mit einer Shishaparty in der Attikawohnung feierte, mit einer reich verzierten Wasserpfeife, die er Ali, dem der Dönerladen beim Bahnhof gehört, für etwas mehr als ein Taschengeld abgerungen hatte.

Opas dürftige Beschäftigungen können in keiner Weise verhindern, dass er langsam, aber stetig in ein schwarzes Loch tiefster Depressionen fällt, aus dem er nie mehr herausfinden wird. Mit zunehmendem Medikamentenkonsum muss sich offenbar auch sein Verstand allmählich verabschiedet haben. Seit etwa zwei Jahren spricht er des Öfteren mit Oma. Und wenn gelegentlich ein Hauch von Bewusstsein die Schleier durchdringt, die seinen Geist umnebeln, setzt er weiterhin unerbittlich seine Monologe mit sich selbst fort. Vielleicht ist das auch ganz okay. So kann er wenigstens den grauen Alltag und seine triste Einsamkeit mit etwas Farbe überpinseln. Das ist jedenfalls meine Meinung. Kosmetik ist allemal besser als gar nichts. Denn Peter hat keine Freunde mehr. Alle haben sich rar gemacht, wollen nichts mit einem psychisch Kranken zu tun haben. Eigentlich hat er nur noch Gertrud, so heißt meine Mutter, und mich und seine Erinnerungen. Gespeicherte Essenzen. Konzentrat eines gelebten Lebens, und doch nur verblassende Gedanken, verebbende Wellen, verflüchtigend wie Parfüm auf spröder Haut.

copyright

Klar bekommt er vom Unternehmen eine für seine Verhältnisse recht ansehnliche Rente, jedoch weder die Erinnerungen noch sein Stolz können verhindern, ja, können in keiner Weise die Tatsache überspielen, dass er ein Opfer der Sparmaßnahmen ist. Gesundschrumpfen nennt man das in Fachkreisen. Es gebe keine Entlassungen, hieß es damals aus der Direktionsetage. Man wolle die wirtschaftlichen Ziele durch natürliche Abgänge erreichen. In Wahrheit wurden die Arbeitsbedingungen derart unattraktiv gestaltet, dass so mancher freiwillig und vorzeitig das Handtuch schmiss. Ich nenne das *aus dem Betrieb wegamputiert*, als gelte es, angeblich gesundes Fleisch vor dem Verfaulen zu bewahren.

Das einzig Richtige, was mein Opa noch vor seinem Fall in die Dunkelheit getan hat – also noch zu Lebzeiten von Hannelore – war der günstige Erwerb der Liegenschaft, um sich und der Familie so die Existenz oder wenigstens die Grundlage dazu zu sichern.

Kurz nach dem Tod von Hannelore packte Gertrud, seine einzige Tochter, die Gelegenheit beim Schopf und zog ins Haus ein. In der linken Hand einen großen Koffer schleppend, mit der rechten einen Kinderwagen schiebend. Der Koffer enthielt ihre Klamotten und ein paar Habseligkeiten, der Typ in der Karre war ich. Für meine Mum – wie ich Mutter seit einem Jahr nun nenne – war der Umzug zu Opa damals sicher die einfachste Lösung, aber für sie auch die schlechteste.

Eigentlich wäre sie eine blitzgescheite Frau. Ja, sie wäre intelligent genug gewesen, die Matur zu schaffen. Sie hätte alle Möglichkeiten gehabt, zu studieren – Sprachen, Medizin, Reisen, die Welt zu entdecken und vielleicht im fernen Afrika in irgendeinem Buschkrankenhaus als Krankenschwester zu dienen. Vielleicht einmal eine eigene Praxis, eine eigene Pflegestation zu gründen, damit auch die verarmte Bevölkerung auf dem Lande eine medizinische Grundversorgung erhalten würde.

Gewiss hätte sie einen tollen Kerl heiraten können. Einen von der Uni. Einen Akademiker. Vielleicht einen Arzt oder einen Juristen. Eventuell einen Archäologen. Jedenfalls so einen gescheiten Typen, mit dem sie auch Abenteuer hätte bestreiten können. Einen, der ihre Interessen wahrgenommen hätte. Einen, der sie auf ihren Reisen um den Globus begleitet hätte; und ins Theater oder ein Konzert. Einen, mit dem sie auch einmal hätte zanken können. Einen, der auf den Tisch gepoltert und deutlich seine Meinung gesagt hätte. Aber

copyright

auch einen, der hätte scherzen können; und der sie zärtlich in die Arme genommen, liebkost, geküsst und geliebt hätte.

Stattdessen beging sie den größten Fehler ihres Lebens und band sich an diesen widerlich schleimigen Typen, einen Versicherungsagenten, dessen Namen ich nie, trotz all der Jahre ohne ihn, vollständig aus meinem Gedächtnis werde tilgen können, mit dem sie kurz nach der Trauung, in einem Anfall von jugendlicher Naivität, mich gezeugt hatte. Manche mögen es *Unfall* nennen. Ich betrachte die ganze Beziehung, so kurz sie auch dauerte, nicht nur als unglücklich, in Tat und Wahrheit war sie die reine Katastrophe.

Ein paar Monate später – ich glaube, ich war damals etwa ein halbes Jahr alt – angelte sich Alex, so nennt jedenfalls meine Mum diesen ekligen Speichellecker noch heute, wenn sie von ihm spricht, eine Geliebte, mit der er auch öfters verkehrte, bis die Affäre ans Licht kam. Die junge Gumsel gab Alex den Übernamen *Lexus*. Ich weiß nicht, ob das ein Hinweis auf die viele Kohle war, die ihr Lover bei der Agentur gewiss machte, die noblen Geschenke, mit denen er sie regelmäßig beehrte, oder doch eher symbolisch gedacht war, für die edle Schale mit der harten Stoßstange. So oder so, als ich den Spitznamen zum ersten Mal bewusst wahrnahm, sank der Sympathiegrad für meinen Samenspender blitzartig unter den Gefrierpunkt.

Mum und Alex trennten sich erst *probehalber,* dann *vorübergehend*, letztlich *definitiv*. Mein Erzeuger festigte seinen üblen Charakter, indem er sich für das Vergnügen entschied und Mum und mich aus der Wohnung hinauswarf. Die amtliche Scheidung besiegelte dann nur noch das Ende eines miesen Schaustücks.

Das war der Augenblick, in dem sie zu rauchen und zu trinken begann. Nicht besonders viel, aber immer öfter.

Kurz darauf folgte die Einladung von Peter, zu ihm ins halb leer stehende Eisenbahnerhäuschen zu ziehen. Und sie beging den zweiten großen Fehler ihres Lebens.

Gertrud ließ sich dazu herab, den ganzen Haushalt und Peters Betreuung zu übernehmen. Für ein bis zwei, allerhöchstens für drei Jahre, stellte sie sich damals wahrscheinlich vor. Und bestimmt nicht unentgeltlich. Ein bisschen mehr als nur Taschengeld müsste schon drin sein. Aber mittlerweile ist aus dem einst rüstigen Frührentner ein alter gebrechlicher Mann geworden, der vorzeitig an Demenz erkrankt ist und dennoch überhaupt nicht ans Abtreten denkt. Und sie begann sich mit ihrem Dasein als Haushälterin und Hobbypfle-

copyright

gerin abzufinden. Ja, sie fühlt sich wohl in ihrer Rolle. Sie wird gebraucht. Sie blüht regelrecht auf, in ihrer für sie eigenen Art. Nun ist sie es, die allen, erfüllt mit Stolz, ihren Alltag schildert. Sie erzählt jedem von ihren körperlichen Strapazen und dem bürokratischen Aufwand, die ihr neuer Job so mit sich bringt.

Gelegentlich half Peter beim Unterhalt des kleinen Gartens, der das Haus umgibt, noch mit. In früheren Jahren pflegte er zusammen mit Hannelore einen recht ansehnlichen Gemüse- und Blumengarten, der zu seinen besten Zeiten in der ganzen Nachbarschaft für helle Begeisterung sorgte. Peter erledigte die Grobarbeiten, wie den Boden umgraben, Kartoffeln anbauen, Sträucher schneiden und vieles mehr. Hannelore und die damals noch kindliche Gertrud hingegen waren für die Blumenrabatten und weitere Feinarbeiten zuständig. Das Jahr begann jeweils mit Blaukissen, Steinkraut und vielerlei Zwiebelgewächsen. Dann blühten gelbe Rudbeckien und lila Phlox um die Wette und schließlich endete das Gartenjahr mit dem Abblühen der blauen Herbstastern und der gelb-rot-bunten Herbstbelaubung eines stattlichen japanischen Fächerahorns.

Nach Hannelores Tod und nachdem sich auch Peter vom Gärtnern verabschiedet hatte, übernahm Mum ihre Parts ebenfalls. Aber es war innert Kürze absehbar, dass ihr die Belastung allmählich über den Kopf wuchs. So klafften in den Blumenrabatten immer größere hässliche Lücken und in den Gemüsebeeten begann das Unkraut zu sprießen.

Und ich? Ich hielt mich stets aus diesem Zirkus heraus, denn für mich war das Ganze eine einzige inszenierte Show, die nur dazu diente, unseren Nachbarn, unseren Gästen und den Passanten vorzutäuschen, dass in unserem schnuckeligen Häuschen mit der biederen Fassade nur bodenständige, konservative und selbstverständlich glückliche Menschen leben. Was für ein gigantischer Selbstbetrug. Eine Verlogenheit, die an Groteskem kaum zu übertreffen war. Für mich bestand das einzige Glück darin, dass alle beide darauf verzichteten, Gartenzwerge und sonstigen Zierramsch aufzustellen.

Schließlich war es meine Mum, die den Garten gänzlich verwildern ließ und dafür in einem dieser Fitnessstudios für gelangweilte Hausfrauen ein Jahresabo löste. Als sich die Nachbarn wegen der Wildnis und des sich aussamenden Unkrauts beschwerten, suchte sie per Zeitungsinserat einen möglichst billigen, in Rente stehenden Gärtner für den Gartenunterhalt. Es meldete sich ein

copyright

junger Arbeitsloser, der willig genug war, mit der Wildnis aufzuräumen, jedoch etwas mehr verlangte als die Rentner. Mum ließ sich durch nichts beirren, drückte den verlangten Tarif auf Rentnerniveau und versprach dem verdutzten Mann, den Rest in Naturalien auszuzahlen, wobei sie ihre Bluse aufknöpfte und ihm ihre Reizwäsche zeigte. Das genügte für einen mündlichen Vertragsabschluss. Jeweils nach verrichteter Gartenarbeit bietet sie dem Gärtner unsere Dusche an, worauf sie gleich mit ihm hinter dem Vorhang verschwindet. Zugegeben: Irgendwie war es schon ätzend, als ich zum ersten Mal meine Mum – diesmal auf dem Küchentisch – beim Herumpoppen mit einem jungen Kerl ertappte, der kaum mehr Bartstoppeln als ich vorzuweisen hatte. Na ja, mir blieb sowieso nichts anderes übrig, als mich daran zu gewöhnen.

Manchmal fahren beide anschließend in seinem klapprigen VW-Pickup davon. Zu Hause sagt sie dann, sie gehe noch schnell was einkaufen. Tatsächlich dauern ihre Einkäufe nicht selten bis zwei Uhr morgens oder es wird noch später. Manchmal kommt sie auch erst im Laufe des Vormittags nach Hause. Dann wird Opa richtig grantig, weil niemand da ist, der ihm die Frühstückseier kocht und Kaffee macht. In solchen Momenten dreht er völlig durch, beschimpft Mum als geile Nutte, die sich gefälligst um den Haushalt zu kümmern habe, und nennt mich *fauler Hurensohn*, obwohl er eigentlich wissen müsste, dass ich mich längst auf dem Bau abrackere, wenn er sich endlich dazu bequemt, seinen eigenen Arsch von der Matratze zu hieven. Mal ganz davon abgesehen, dass ich mit einem guten Teil meines Stiftenlohns herhalten muss, das Haushaltsbudget zu optimieren.

Das sind diese Situationen, in denen ich mich beherrschen muss, Opa keine zu schmieren. Manchmal versuche ich, mit Mum darüber zu sprechen. Ich habe ihr schon öfters vorgeschlagen, dass es besser wäre, ihn für ein Altersheim anzumelden. Sie jedoch wimmelt jedes Mal ab. Entweder weil sie davon nichts wissen will oder weil es ihrer Ansicht nach noch zu früh ist. Dieses Verhalten wiederum macht mich wütend. Nicht wegen Opa – der ist im Grunde ein kranker und darum bedauernswerter Kerl –, nein, meine Mum, mit ihrem uneinsichtigen Verhalten, treibt mich zur Weißglut. Dann würde ich am liebsten abhauen. Aber irgendetwas hält mich zurück und ich weiß beim besten Willen nicht, ob es wirklich nur Vernunft ist. Stattdessen verlasse ich fluchtartig unser Haus, gehe zu Charly, meinem besten Kumpel, zum Krafttraining oder wir gehen, wenn sein Dienstplan es zulässt, in *Miller's Hafenkneipe* etwas trinken.

copyright

Eigentlich war Peter ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der sonntags regelmäßig die Gottesdienste in der Quartierkirche besuchte und großen Wert darauf legte, dass seine Familie ihn ohne Widerspruch dahin begleitet. Früher, als ich klein war, spielte ich dieses Spiel widerspruchslos mit. Dann kam die Sache mit dem Religionsunterricht und der Vorbereitung zur Konfirmation.

Es war einer dieser legendären Abende im Pfarrhaus. Unsere Klasse bestand damals aus etwa fünfzehn Jungen und Mädchen. Pfarrer Lautenschlager laberte uns eine satte Stunde lang mit so einer fünftausendjährigen Geschichte aus dem alten Testament die Gesichter zu. Irgendwas, das nun wirklich niemanden in der heutigen Zeit interessiert.

Nach einem langen und strengen Schultag kämpften wir Jungs mehr oder weniger erfolglos gegen den Schlaf. Ich hielt meine Augen einigermaßen wach, indem ich die Mädchen beobachtete, ihre Rundungen, ihre Oberweiten; und ich versuchte mir vorzustellen, wie ihre Brüste wohl aussahen, wenn sie keine Blusen oder Pullover getragen hätten. Von einem dieser Mädchen war ich ganz besonders angetan. Sie hieß Conny Ritter und war unglaublich schön. Hellbraune, schulterlange Haare, schlanke Beine, ein Teint, der stets Ferienbräune zeigte, und zwei pralle Dinger, die zum Zupacken animierten. Mit der Zeit starrte ich nur noch sie an und ich glaube, ich hätte mich beinahe in sie verliebt, wenn sie sich nicht so zickig benommen hätte. Eines Abends kam sie auf mich zu und sagte mir direkt und ohne Umschweife, ich solle gefälligst die Glotzerei unterlassen. Ich sähe zwar auch ganz nett aus, aber sie bevorzuge Jungs aus den oberen Gesellschaftskreisen. Später angelte sie sich dann tatsächlich einen dieser smarten Pinkel, den sie beim Reiten kennengelernt hatte. Einen gewissen Gustav Oderbolz, ein pikfeiner, aber schon in Jugendjahren recht arroganter Typ aus einer steinreichen Industriellenfamilie, der die strohblonden Haare stets gescheitelt und angegelt hatte, eine dieser unmöglichen Hornbrillen mit zentimeterdicken Gläsern trug und bei jeder Gelegenheit nach Balma Kleie roch, sogar dann, wenn er mit seiner Entourage unterwegs in den Ausgang war. Tja, so ist das Leben. Eigentlich liebe ich solche Frauen wie Conny, denn man weiß immer sofort, woran man ist und wie die Chancen stehen. Obwohl, wenn ich mir das so recht überlege, finde ich, dann hätte sie mir doch ruhig auch mal einen blasen dürfen. Ich meine, von wegen nett aussehen oder so.

Und dann kam eben dieser Abend, an dem uns Lautenschlager mit dieser Bibelgeschichte bekackeierte und uns aufforderte, diese Typen, die darin

copyright

vorkamen, als Vorbilder zu nehmen. Da stand ich auf, nahm meine Bibel und warf sie dem verdutzten Pfarrer vor die Füße. Zur allgemeinen Belustigung der Klasse begann ich einen Monolog, in dem ich ihm den ganzen Bullshit dieser Veranstaltung unter die Nase rieb, ihn fragte, ob er sich vorstellen könne, wie sich das anfühlt, wenn einem bewusst wird, dass der leibliche Vater schon kurz nach der Geburt mit einer jungen, aus Osteuropa stammenden Zwetschge abgehauen ist, und wenn man gezwungen wird, bei einem senilen und demenzkranken Opa und einer mit jungen Handwerkern herumhurenden Mutter aufzuwachsen. Denn damals bezeichnete ich eben meine Mum so: Am Herd eine Schlampe, im Bett eine Hure. Vielleicht hätte ich mich dafür schämen müssen. Aber diesen Abend genoss ich. Die Klasse war augenblicklich in hellem Aufruhr, johlte und spendete Beifall.

Okay, Lautenschlager sah mich extrem vorwurfsvoll und irgendwie konsterniert an und brabbelte etwas wie, sie sei bitte schön immer noch meine Mutter. Da habe ich die Schultern gezuckt und gesagt, wenn das sein letztes Wort gewesen sei, dann hätten wir uns nichts mehr zu sagen. Ich machte auf den Absätzen rechtsumkehrt und verließ diesen seltsamen Bibelclub für immer.

Jeden Mittwochabend, Woche für Woche der gleiche Bockmist: Da pendelt der Pfarrer zwischen Schreibtisch und Flipchart hin und her, erzählt biblische Geschichten von einflussreichen Kamelzüchtern, Kaufleuten oder angesehenen Hohepriestern und Schriftgelehrten. Erwähnt alttestamentarische Familien mit gebildeten frommen Söhnen und schicken, toll aussehenden Töchtern, und ködert uns damit, auch uns stünden alle diese Möglichkeiten offen, sofern wir bereit wären, uns dem richtigen Gottesglauben hinzugeben und den weltlichen Sünden zu entsagen.

Dann wieder schweift er ab und landet bei der wahren Christusliebe. Quasselt von armen, nackten, geschundenen Leuten und erklärt, dass auch sie Trost finden würden, sofern sie den richtigen Glauben annähmen und bereit seien, Christus zu folgen. Das ist doch sehr beruhigend.

Trotzdem bin ich der Meinung, dass Gott den Menschen erschaffen hat, weil er nicht einfach eine andere Rasse von Schafen haben wollte, sondern eben Menschen. Eigenständig denkende und handelnde Wesen. Vor Jahren habe ich am Gebälk einer alten Jagdhütte einen eingekerbten Sinnspruch entdeckt, der mich seither immer wieder zum Nachdenken anregt. Er lautet ganz einfach:

copyright

„Menschen sind, damit sie Freude am Leben haben."

Wenn also Gott den Menschen erschaffen und mit der Gabe der Selbstbestimmung über sein Leben ausgestattet hat, dann hätte er auch voraussehen müssen, dass die Wege, die die Menschen einschlagen, ebenso zahlreich wie die Charaktere sind, die er kreiert hat. Ja, Gott hätte wissen müssen, dass es Menschen gibt, die Dinge kritisch hinterfragen und manchmal Wege beschreiten, die für andere nicht nachvollziehbar sind. Menschen sind darum Menschen, weil sie oftmals Dinge tun, für die das Prädikat *Vernunft* nie zutreffen wird, aber dennoch zum Erreichen eines persönlichen Zieles von Vorteil sind. So betrachtet erscheint es als völlig normal, alles für vernünftig zu erklären, was wir begehren. Die Sache mit der Entscheidungsfreiheit ist auch immer mit der Frage des persönlichen Standpunktes verbunden. Im Grunde ist es das Gleiche, ob ich meinen Ehepartner mit einem Seitensprung betrüge oder ob ich den roten Knopf drücke und so einen nuklearen Genozid auslöse. Grundmotiv kann in solchen Fällen nie Vernunft sein, sondern einzig und allein die Aussicht auf persönlichen Gewinn. Das allein erklärt die Frage, warum Milliarden für die Aufrüstung der Armeen ausgegeben, aber kaum Gelder zur Bekämpfung des Hungers in der Welt zur Verfügung gestellt werden. Wie wir mit solchen Missständen umgehen, liegt ebenfalls in der Natur des Menschen. Es ist jedem einzelnen gegeben, damit glücklich zu leben oder daran zu zerbrechen. Vielleicht liegt es auch in unseren Genen – oder es ist eine Eigenschaft unseres Charakters, für welche Wege wir uns entscheiden, unser Seelenheil zu erlangen. Auch daran hätte Gott denken müssen.

Dennoch habe ich dem Pfarrer die Bibel hingeschmissen und gesagt, dass ich mich in keiner Weise einer dieser Volksgruppen weder verpflichtet noch sonst wie angehörig fühle. Nur, dass ich mit dem Pech gesegnet bin, Teil einer sogenannten Familie zu sein, wo Begriffe wie Treue, Gemeinsamkeit, Fürsorge, Geborgenheit, aber auch Kreativität, Begeisterung, Zuneigung, Lust, Liebe, Ekstase nicht nur Fremdworte sind – nein, solche Dinge sind bei uns schlicht inexistent!

In diesem Milieu also, zwischen bürgerlich-religiösem Mief und anrüchigem nachpubertärem Rebellentum, bin ich aufgewachsen. Und diese Verhältnisse widern mich noch heute an. Es ist zum Kotzen. Eines Tages wird diese Atmosphäre in blanken Hass umschlagen, wenn sich nicht bald etwas ändert.

copyright

Nicht meine Alten mit ihren eigenwilligen, oft bizarren Lebensstilen hasse ich – nein, vielmehr hasse ich dieses verkappte System *Familie*. Für mich ist sie lediglich ein Apparat, dafür vorgesehen, jegliche Gefühle im Keim zu ersticken.

Eigentlich hätte ich unter diesen Bedingungen alle Freiheiten der Welt haben können, jedoch habe ich sie wie Treibholz im Fluss ungenutzt davonziehen lassen. Vermutlich bin ich einfach ein wenig zu scheu und habe es eben nie richtig gelernt, in gewissen Situationen nicht nur selbstsicher, sondern richtig forsch aufzutreten. Eigentlich hätte ich längst abhauen müssen. Aber ich weiß nicht so richtig wie und wohin. Letztlich kenne ich niemanden außerhalb der Stadt.

Erschwerend kommt dazu, dass ich als Kind, aufgrund meiner dürren, schon fast kränklich wirkenden Gestalt, nahezu pausenlos gepiesackt wurde, entweder von den Mitschülern, weil ich in deren Augen einer war, der zu nichts taugt, schon gar nicht zu sportlichen Anlässen, oder dann von den Lehrern, die in mir nur einen schüchternen und dummen Jungen sahen, bei dem sowieso Hopfen und Malz verloren schien.

Mit anderen Worten: Ich war damals auf dem besten Weg, ein völliger Versager, ein Verlierer zu werden, der später einmal zu nichts zu gebrauchen wäre und der Leistungsgesellschaft nur im Weg herumstünde.

copyright